



Dem Frieden dienen

Drei Quäker
berichten aus ihrem Leben

Q
uäker

Dem Frieden dienen. Drei Quäker berichten aus ihrem Leben
Hrsg.: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)/
Deutsche Jahresversammlung e.V.
Bombergallee 9
D-31812 Bad Pyrmont
<http://www.rgdf.de>

2010

ISBN 978-3-929696-45-5

Alle Rechte vorbehalten

© 2010 Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)

Deutsche Jahresversammlung e.V., Bad Pyrmont

Satz: www.dipdesign-wiesloch.de

Druck: OPS Obenhaupt Publishing Service GmbH, Hamburg

Dem Frieden dienen

Drei Quäker berichten aus ihrem Leben



*Friede – zwei Fremde, sie teilen das Gurren ihrer Tauben
Am Rande des Abgrunds*

Mahmoud Darwish

Vorwort

Seit dreihundertfünfzig Jahren stellen sich die Quäker dem Krieg entgegen und arbeiten mit gewaltlosen Mitteln für den Frieden, oft im Stillen und unbemerkt. Manchmal steht dieses Engagement für den Frieden aber auch im Brennpunkt öffentlichen Interesses – so 1947, als zwei Quäker-Organisationen (das American Friends Service Committee und das britische Friends Service Council) zusammen den Friedensnobelpreis erhielten.

Die Grundlage für die Friedenshaltung der Quäker wurde 1660 gelegt, als der Gründer des Quäkertums, George Fox, zusammen mit elf weiteren Quäkern eine umfangreiche „Deklaration der harmlosen und unschuldigen Leute, Quakers genannt, wider alle zusammen Verschworene und Fechter in der Welt“ schrieb, die im Januar 1661 dem englischen König Charles II. übergeben wurde. Auszüge aus diesem Text werden seit dem frühen 20. Jahrhundert als das historische Friedenszeugnis der Quäker bezeichnet. In heutige Sprache übertragen, lauten zentrale Passagen:

„Unser Grundsatz und unsere Praxis sind heute wie früher, ... dem Guten und dem Wohl aller nachzugehen und das zu tun, was dem Frieden dient ... Allen Krieg und Streit sowie Kampf mit äußeren, verletzenden Waffen, gleich zu welchem Zweck und unter welchem Vorwand, lehnen wir ... entschieden ab ... Der Geist Christi, von dem wir geführt werden, ist nicht wandelbar, so dass er uns einmal von etwas als schlecht abhält und uns ein anderes Mal gebietet, es doch zu tun; wir wissen sicher und bezeugen es der Welt, dass der Geist Christi, der uns zur Wahrheit weist, uns nie veranlassen wird, gegen irgendjemanden mit verletzenden Waffen zu kämpfen – nicht für sein Reich und auch nicht für die Reiche dieser Welt.“

Das Friedenszeugnis der Quäker darf man jedoch nicht als Dogma oder Vorschrift auffassen, die jeder Quäker und jede Quäkerin in der gleichen Art auslegen oder befolgen muss. Entscheidend ist vielmehr immer, zu welchem Handeln jeder und jede Einzelne sich vom Geist Gottes geführt findet.

Deshalb wird das Friedenszeugnis heute als die Summe all dessen verstanden, was jedes Mitglied der Religiösen Gesellschaft der Freunde (= Quäker) tut, um den Frieden in der Welt zu fördern – und zwar auf allen Ebenen, von der persönlichen und privaten bis zur internationalen. 1952 drückten die Teilnehmer der Weltkonferenz der Religiösen Gesellschaft der Freunde das folgendermaßen aus:

Unser Friedenszeugnis ist unsere Art,
wie wir in dieser Welt leben,
wie wir diese Welt sehen,
wie wir diese Welt verändern.

Drei heute lebende Quäker berichten in der vorliegenden Broschüre darüber, wie sie die Welt sehen und wie sie sie zu verändern versuchen. Bei der Lektüre dieser Berichte wird klar: Nur durch Menschen, die sich von ihren Wunschvorstellungen, Ängsten und vor allem ihrem persönlichen Ehrgeiz befreien, die Welt nach eigenem Willen gestalten zu wollen, kann eine höhere Kraft – die friedensbringende Kraft Gottes – lebendig in die Welt hinein wirken. Nur durch Menschen, die sich ganz und gar auf sie verlassen, können Hass und Unfrieden immer neu überwunden werden. Wir hoffen, dass die drei Texte viele Leser dazu anregen werden, sich auf diese gewaltige Kraft einzulassen und den Weg des Friedens zu gehen.

Literaturausschuss der Religiösen Gesellschaft der Freunde

Roswitha Jarman (geb. 1935) wuchs in Kolberg (Pommern), Herrnhut und Niesky auf. Ihre Eltern waren Mitglieder der Brüdergemeinde. 1945 floh sie mit ihrer Familie nach Westen. 1956 begann sie in England eine Ausbildung als Krankenschwester, heiratete dort 1958 und wurde zusammen mit ihrem Mann Mitglied bei den Quäkern. 1960-69 lebte sie in Australien und kehrte nach einem anschließenden Jahr in Genf nach England zurück, wo sie sich als Lehrerin und Gesprächstherapeutin ausbilden ließ. 1983-89 besuchte sie wiederholt die DDR; die Jahre 1991-94 verbrachte sie in Moskau. Heute lebt sie in York (Großbritannien), von wo aus sie regelmäßig in Teilen der ehemaligen Sowjetunion und in Serbien Friedens- und Versöhnungsarbeit geleistet hat und leistet. Die Stiftung „Die Schwelle“ in Bremen verlieh ihr dafür den Internationalen Bremer Friedenspreis 2005.



Folgender Text wurde 2009 für die vorliegende Broschüre geschrieben.

Die spirituellen Wurzeln der Friedensarbeit

von Roswitha Jarman

Die Wurzeln für Friedensarbeit liegen für mich in einem Wissen um die gegenseitige zwischenmenschliche Verbundenheit und um eine Verbundenheit mit der ganzen Schöpfung. Sie liegen in einer Ahnung von und einer Sehnsucht nach dem Erleben der heiligen Einheit allen Lebens.

Adam Curle, ein kürzlich verstorbener Quäker und Friedensarbeiter, hielt mich in unseren Gesprächen immer wieder dazu an, mich durch die Ebene des Verstandes und die sinnliche Realität hin zum Verstehen der wirklichen Realität zu bewegen. Er meinte eine Realität, die um die Einheit der ganzen Schöpfung weiß. Es ist jene Realität, auf die die Mystiker aller Religionen uns verweisen. Sie ist weder mit dem Intellekt noch mit den Sinnen zu erfassen. Wir können diese Einheit – eine Einheit, in der wir um Gott wissen – nur tief in uns erleben.

Curle schließt eines seiner Gedichte, „Liberation“ („Befreiung“), mit folgenden Worten:

*Wenn das widerspenstige ich zerschmolzen ist, hört
und reflektiert die wahre Natur die Musik der Unendlichkeit;
sie ist das Licht der Ewigkeit
und das Prisma, das dieses Licht ausstreut;
sie ist mit allem eins und einmalig;
liebt alle Geschöpfe ohne Unterschied und ohne Erwartung;
das ist üppiges Leben.*

*Wahrlich, so war es schon immer,
nur dass wir, in unserer Unwissenheit,
Käfige für unser Selbst bauen
und Schatten, die sie bewohnen.*

Drei Gebote, so sagt der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart (um 1260-1328), sind uns gesetzt. Wir sollen einander lieben, einander Freunde nennen und wir sollen Früchte tragen.

Als Quäker achten wir auf das innere Licht in jedem Menschen und nennen einander Freunde. In der Stille unserer Andacht erfahren wir die Berührung mit dem Geist, der uns in die wahre Wirklichkeit hebt und die Liebe in uns lebendig werden lässt. Indem wir im anderen den Freund erkennen, überbrücken wir die Trennung, die uns zu Feinden machen könnte – eine Trennung, die gegen die göttliche Einheit allen Lebens steht.

Die Wurzeln für unsere Friedensarbeit müssen aus diesem Verstehen des Zusammengehörens, des Angewiesenseins aufeinander wachsen und immer wieder neu in dieser Heiligkeit des Lebens ihren Grund finden; unsere Friedensarbeit muss auf der Liebe, die in uns in der Stille erwacht, gebaut sein. Meister Eckharts drittes Gebot, „Ihr sollt Früchte tragen“, erfüllt sich dann von selbst. Das Wort Gott bezieht sich nicht auf eine feste Form, sondern es weist hin auf eine spirituelle Lebendigkeit, die wir leben können.

Wie kann man mit Liebe und der Einstellung, im anderen stets den Freund zu sehen, extremen Ansichten entgegentreten? Wie hätten wir überzeugten Nazis begegnen und sie von ihren Ansichten abbringen können? Sind Liebe und Freundschaft nur für Schwachsinnige?

Mir hilft an dieser Stelle das Bild vom Wasser, einer sanften Substanz, die Stein aushöhlt und ganze Landschaften verändert. Oder das Bild grausamer Dürre, wenn das Wasser in Form von Regen nicht fällt. Liebe und Freundschaft gehören zu der sanften Substanz, sie haben große Wirkungen. Wenn sie fehlen, folgt Verdorrung. Diese sanfte Substanz aber muss mit Festigkeit eingesetzt werden, sie muss mutig für Gerechtigkeit auf allen Ebenen eintreten.

Menschen können uns inspirieren. Vor kurzem hörte ich den anglikanischen Bischof von Jerusalem sprechen, Riah Abu El-Assal. Er ist Palästinenser und Christ, und er ist ein Freund sowohl der Muslime wie der Juden. Er hat in Indien Gandhis Weg gelernt und weiß, dass Gewalt nur weitere Gewalt bringt. Trotz Drohungen und scharfer Kritik bleibt er treu auf seinem Weg der Liebe

und der Freundschaft. Er spricht ohne Hass die Dinge an, wie sie sind, und zeigt auf Wege, die aus der Gewalt führen können.

Bei unserer Arbeit in den Ländern des Ostens haben bestimmte Richtlinien meinen Mann Peter und mich begleitet. Wir waren bemüht, unsere Aufgaben in innerem Gehorsam und mit Liebe auszuführen und Menschen auf heilende Weise zu begleiten. Wir haben versucht, unser Tun aus innerer Freiheit zu tun und nicht mit Erwartungen zu verknüpfen. Wir brachten nützliche Fertigkeiten mit, haben in Workshops die Kunst des guten Zuhörens und die gewaltfreie Rede geübt und Wege gesucht, wie Konflikte gewaltfrei gelöst werden können. Wir haben Fragen gestellt, welche die Menschen auf ihr Handeln und ihre Möglichkeiten aufmerksam werden ließen, um ihnen selbst das Finden einer Lösung für ihre Probleme zu ermöglichen.

Immer wieder hat mich die Einsicht des Philosophen Martin Buber (1878-1965) inspiriert, dass das wirkliche Leben in der wahren Begegnung liegt – und seine Aufforderung, in dem anderen das Du, den Bruder, die Schwester anzusprechen. Wie begegne ich den anderen, wie spreche ich sie an, wie höre ich ihnen zu? Wie können wir Menschen in einer ganz anderen Kultur, mit einer anderen Geschichte, einer anderen Sprache, wirklich verstehen? Welches Bild formt sich in mir, wenn ich das Gesagte höre, und welches Bild von dem Gesagten haben die, die gesprochen haben? Was hört der/die andere von mir oder von dem, was ich, die ich aus einer anderen Kultur komme, in meiner mangelhaften Sprache sage?

Die wahre Begegnung, auf die Buber uns aufmerksam macht, liegt nicht nur in den Worten, die wir miteinander sprechen, sondern in der ganzen Art, in der wir einander gegenwärtig sind. Wenn wir den anderen mit Respekt und Aufmerksamkeit begegnen, helfen wir ihnen, ihr Selbstwertgefühl zu finden und damit das Wissen um Verantwortung für das Lösen der Aufgaben, die vor ihnen stehen. Die Fähigkeit, Antworten selbst zu finden, Aufgaben selbst zu lösen, seinen eigenen Wert und den Wert der Mitmenschen wieder neu zu erkennen, sind heilende Früchte der wahren Begegnung.

Gewalt hinterlässt viele Spuren. Menschen fühlen sich erniedrigt, wertlos, hilflos. Sie haben Misstrauen dem anderen gegenüber und übertragen auf ihn die negativen Gefühle, die sie in sich selbst spüren; so machen sie ihn zum Feind. Beide Seiten machen sich gegenseitig die gleichen Vorwürfe und haben die gleichen Feindbilder voneinander. Sie sind einander Spiegelbild. Versöhnung erscheint ihnen als Schwäche und auch als Verlust. Die Energie, die aus

Wut und Zorn gegenüber dem anderen fließt, und die Energie, sich rechtfertigen oder rächen zu können, all dies gibt ein Gefühl der Lebendigkeit und ist in gewisser Weise ein Ersatz für Verlorenes. Wenn ich vergebe, woher bekomme ich dann meine Energie? Meinen Wert und Lebenssinn?

Gewalt hinterlässt Traumata. Der Mensch verändert sein Verhalten, sein Aufnehmen dessen, was ist, sein Verhältnis zu sich selbst und zu anderen. Jedes Trauma hinterlässt Unsicherheit – wie gehe ich mit dem um, was in mir vor sich geht? Wie gehe ich um mit der veränderten Welt? Das Trauma hinterlässt tiefen Schmerz und noch manches mehr.

In den fünfzehn Jahren, in denen ich regelmäßig im Nordkaukasus war, sah ich meine Aufgabe darin, den Menschen gegenwärtig zu sein, ihnen wirklich zuzuhören. Das hieß für mich, nicht nur das Erlebte anzuhören, sondern auch die Gefühle mitzuhören, die zu dem Erlebten gehörten. Ich habe versucht, Menschen auf den Prozess von Vergebung und Versöhnung aufmerksam zu machen, und habe Treffen zwischen verfeindeten Menschen vorbereitet und organisiert. Ich habe in Workshops Fähigkeiten mit Menschen geübt, die Konflikte kreativ und gewaltfrei angehen können. Mit Psychologen habe ich in Seminaren und Workshops Wege der Gesprächstherapie geübt und habe Nicht-Psychologen dazu ausgebildet, heilend mit Trauma-Opfern zu arbeiten.

Es ist wichtig, dass man Friedensarbeit nicht darum tut, weil man in sich etwas beweisen oder befriedigen will, sondern einfach, weil diese Sache jetzt und hier gemacht werden kann. Sie sollte aus unserer Tiefe ausfließen. Es geht nicht um Erfolg, Dank oder Lob, das Resultat ist nicht unser. Der Dank, der geschenkt wird, gehört der schöpferischen Kraft, die unser spirituelles Leben nährt, genauso wie auch das Misllungene dieser Kraft gehört.

Ich bin auch vor die Frage gestellt worden, wie ich mit meinem eigenen Schuld- oder Schamgefühl umgehe. Die negativen Folgen der beiden Weltkriege wirken auch heute noch nach. Hilfloser Zorn stieg in mir auf, als sich ein Tschetschene bei einem Abendbrot zu mir vorbeugte und mit zornigen Worten fragte: Wie könnt ihr zulassen, dass im Irak Krieg geführt wird? Mein Scham- und Schuldgefühl als Deutsche bäumte sich auf. Was nützt es in solchen Momenten zu sagen, dass ich diesen Krieg auch nicht will? Angesamelter Zorn und Wut liegen dicht an der Oberfläche und wollen hinaus. Sie müssen hinaus, damit sie sich nicht einen Feind suchen, der bekriegt werden muss, so dass der Kreis sich endlos fortsetzt. Sie müssen hinaus, und das bedeutet, dass wir bereit sein müssen, Wut und Zorn zu hören. So müssen wir

also auch von Zeit zu Zeit bereit sein, stellvertretend für die Täter beschimpft zu werden. Erst wenn die Wut (oder der Schmerz) gehört worden ist, kann man in ein Gespräch kommen, wo Wege aus der Gewalt gefunden werden können.

Ich erinnere mich an einen jungen Mann im Flüchtlingslager in Inghetsien, der seinen Zorn an uns ausließ, und wir konnten ihm nicht helfen. Mein Instinkt wollte sich abwenden, weggehen, dieses große Furchtbare auswischen, nicht sehen. Aber es ist wichtig, sich dieser Wut oder diesem Schmerz voll zu stellen, ihn zu hören und mitzufühlen und die gemeinsame Hilflosigkeit zu benennen.

Negative Einstellungen dürfen uns nicht entmutigen. Junge Leute, die zu einem Seminar zu friedlicher Konfliktlösung skeptisch und mit Vorurteilen zusammenkamen und sagten: „Wir haben unsere Konflikte immer mit Gewalt gelöst und das wird auch so bleiben“, waren überrascht, wie eine erweiterte Palette an Möglichkeiten sie zum Nachdenken und Umdenken brachte. Es ist wichtig, gute Fragen zu stellen – nicht Fragen, die in die Enge treiben oder vorprogrammierte Antworten in sich tragen, sondern Fragen, die den anderen zum Nachdenken bringen und ihn zu neuen Einsichten führen, die aus ihm selbst kommen. Fragen, die etwas von unschuldigen Kinderfragen in sich haben.

Als ich in Tschetschenien mit dem Training zur Traumaarbeit anfang, gab es viele Zweifel, wie dieses Training mit der dortigen Kultur und den Richtlinien des Koran übereinstimmt. Wir sind in ganz kleinen Schritten vorwärtsgegangen, haben uns immer eng an Erlebtes und Erfahrenes angelehnt und uns die Frage gestellt, wie man damit umgehen und was man tun kann, um dem betroffenen Menschen aus dieser Krise zu helfen. Es war ein Lernen, das eng an die dortige Tradition angepasst war und ihr Respekt entgegenbrachte. Nach und nach wurde mir immer wieder von dem einen und dann dem andern gesagt: „Weißt du, am Anfang war ich gar nicht sicher, ob psychologische Arbeit zu uns passt oder bei uns möglich ist, aber jetzt sehe ich, wie wichtig sie ist.“ Oft wurde hinzugefügt: „Mein Familienleben hat sich positiv verändert, ich kann jetzt die Probleme mit meinem Mann und den Kindern viel positiver angehen.“ Als nach einiger Zeit mehr und mehr Männer um therapeutische Gespräche baten, wusste ich, dass unsere Herangehensweise passte und wichtig ist.

Ich habe schon angedeutet, dass Vergeben und Versöhnung den Menschen schwerfallen können, weil sie sich entblößen und ihre Waffen von Rechtferti-

gung, Hass und Feindbildern ablegen müssen. Sie müssen auch ihrer eigenen Schuld ins Auge sehen. Gleichzeitig habe ich erlebt, dass Menschen hinter dieser Verteidigungsstellung sich oft danach sehnen, dass etwas oder jemand ihnen hilft und sie erlöst aus dieser Spannung, die Hass und Feindseligkeit aufrecht erhalten. Als bei unserer Arbeit im Kaukasus sechzehn Lehrer aus zwei verfeindeten Gruppen (nach ausgiebiger Vorarbeit) zum ersten Mal nach über zehn Jahren zusammentrafen, spürte man richtig die Erleichterung im Raum zwischen den Menschen. Endlich konnten sie wieder miteinander sprechen, endlich war die Trennungsmauer gefallen. Sie sagten: „Wir müssen uns jetzt regelmäßig treffen, wir können das auch tun, ohne dass uns jemand von außen dazu anregt.“ Und bei einem späteren Treffen mit den Schülern dieser Lehrer hörte ich: „Jetzt kann ich in diesem Ort ohne Angst überall hingehen.“ Das war vorher nicht möglich.

Furchtbare, von einer kleinen Gruppe von Menschen ausgeführte Ereignisse wie die Geiselnahme einer Schule mit Schülern und Lehrern in Beslan (Nord-Ossetien) können diese kleinen Anfänge wieder zerstören. Das Misstrauen und der Hass liegen dicht unter der Oberfläche und wurden durch das Ereignis wieder neu geweckt. Es ist, als ob Menschen erblinden, sie können das komplexe Leben nicht erkennen, ihr Bild wird wieder schwarzweiß: Hier sind wir, das Opfer – der andere hat Schuld.

Friedensarbeit ist das praktische Umsetzen unserer Quäkererfahrung. Sie ist überall möglich, nicht nur in fernen Ländern. All unser zwischenmenschliches Tun ist wertvoll und trägt heilende heilige Samen in sich. Unsere erste Aufgabe ist es, tief in uns, in der Andachtsstille, den Grund und Boden für das Leben zu nähren, das den Frieden baut.

Daniel O. Snyder (geb. 1950 in Richmond, Indiana, USA) wuchs in einer Quäkerfamilie auf. Nach dem Erwerb von Magisterabschlüssen in Religionswissenschaften an der Earlham School of Religion und der Boston University School of Theology promovierte er in Klinischer Psychologie am Pacifica Graduate Institute. Als pastoraler Berater in privater Praxis hat er mit Einzelpersonen, Paaren, Familien, psychisch Kranken und häuslichen Gewalttätern gearbeitet. Er unterrichtete in Pendle Hill, dem Studien- und Retreat-Zentrum der Quäker in Philadelphia, und gab Workshops für Quäkergruppen und Quäkergemeinschaften in den USA. Gegenwärtig lebt und arbeitet er in Black Mountain, North Carolina.



Folgender Text wurde entnommen aus: Daniel O. Snyder, Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität (Hrsg. Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)/Deutsche Jahresversammlung e.V.), Bad Pyrmont 2007, S. 4-13. Dieser Text wurde für die vorliegende Broschüre leicht gekürzt; Kürzungen sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität

von Daniel O. Snyder

Als Phan Thi Kim Phuc am Morgen des 8. Juni 1972 erwachte und aufstand, wusste sie nicht, dass bald mit Napalm beladene südvietnamesische Kampfflugzeuge in ihre Richtung fliegen würden [...]. Kurz nach ein Uhr mittags befanden sich Kim Phuc und mehrere Mitglieder ihrer Familie in einem Gebiet, das von Brandbomben getroffen wurde. Nick Ut, Fotograf bei der „Associated Press“, der die bereits drei Tage andauernden Kämpfe in dieser Region beobachtete, war auf der Straße zu Kims Dorf, als er sie auf sich zulaufen sah. Sie war nackt, verbrannt, lief mit ausgestreckten Armen, schreiend vor Schmerzen und panischer Angst [...]. Sie war neun Jahre alt.

Nick Ut fotografierte sie nicht nur, er brachte sie auch ins Krankenhaus und rettete ihr damit wahrscheinlich das Leben. Sein Foto wurde weltweit von vielen Medien veröffentlicht [...]. Viele Geschichten könnten erzählt werden über die Leben und Entscheidungen, die dieses Foto beeinflusst hat.

Als es erschien, war ich 22 Jahre alt. In jenen Tagen wurden amerikanische Männer mittels einer Losnummer, die auf dem Geburtsdatum basierte, zum Wehrdienst eingezogen. Ich kam aus einer Quäkerfamilie und hatte daher Zugang zur Beratung für potentielle Wehrdienstverweigerer; außerdem hatte ich eine sehr hohe Nummer in dieser Wehrdienstlotterie gezogen. Meine Chancen, nicht eingezogen zu werden, standen also sehr gut [...] Aber auf einmal erschien dieses Foto von Kim Phuc [...] und plötzlich bekam diese schützende Schale des Nicht-zur-Kennntnis-Nehmens, in der ich mich befand, Sprünge. Damals wie heute war ich Bürger eines Landes, das seine überwältigende militärische und wirtschaftliche Macht ohne Rücksicht auf Menschenleben oder Menschenrechte in dem Bestreben einsetzt, Völker und Ressourcen zu beherrschen. Es wäre leichter gewesen, weiter so zu leben, als wüsste ich davon nichts. Aber das Bild der Kim Phuc verfolgte mich [...]. Ich wusste, ich könnte [meinen Frieden] nicht mehr finden, bis ich meinem Leben eine neue Richtung geben würde.

Gandhi riet einmal: „Stell dir das Gesicht der ärmsten und schwächsten Person vor, die du je gesehen hast, und frage dich, ob der nächste Schritt, den du zu tun gedenkst, dieser Person in irgendeiner Weise nützt.“ Kim Phuc wurde für mich diese Person.

Ich gab meinen Job auf und zog nach Philadelphia, um mich einer Gruppe von Leuten anzuschließen, die sich der Theorie und der Praxis der Gewaltlosigkeit verschrieben hatten [...]. Endlich lebte ich mein Leben auf eine Weise, die, wie ich hoffte, eine Veränderung bewirken würde [...]. Ich wusste, selbst wenn ich weitere Gewaltanwendung nicht verhindern konnte, so war ich doch wenigstens ihr gegenüber nicht länger stumm.

Vielleicht war es das Gefühl der Gemeinschaft mit anderen Protestierenden oder die uns tragende Energie unserer geteilten Wut gegen Unterdrückung. Vielleicht war es aber auch das Gefühl, dass ich mich endlich für eine wichtige Sache einsetzte, das verhinderte, dass ich die gelegentlichen Blicke der Verzweiflung in den Augen meiner Freunde wahrnahm und das niederdrückende Gefühl der Hoffnungslosigkeit, welches nach und nach von mir Besitz ergriff. [... Trotzdem wusste ich], dass irgendetwas fehlte. Dieser mir selbst auferlegten Heldenhaftigkeit fehlte jede innere Substanz. Ich war kein Gandhi, kein Martin Luther King. Während diese sich durch ihre Angst und Wut hindurchgekämpft hatten und Quellen der Hoffnung und Inspiration in sich entdeckt hatten, ertrank ich in meiner Angst und Wut und sah kein Licht, keine Hoffnung. Während sie ihre Seele ein Leben lang an den harten Kanten der Ungerechtigkeit geschliffen hatten, war ich jung, naiv und bereit, Risiken einzugehen, auf die ich schlecht vorbereitet war [...]. Gandhi und Martin Luther King wurden durch innere Quellen genährt, die sie selbst noch im Angesicht des Todes erfrischten und bestärkten, während ich meine Hoffnung in ausschließlich äußere Resultate gesetzt hatte. Als sich diese nicht einstellten [...], überwältigte mich angesichts meiner bescheidenen Kräfte, etwas zu verändern, das schiere Ausmaß der selbst gestellten Aufgabe [...].

Ich empfand tiefe Bewunderung für Gandhi, King und unzählige andere, weniger bekannte Menschen, deren Leben und Handeln von unermesslicher Energie getragen zu sein schien, die wirklich friedfertig und sogar voller Freude waren, obwohl sie ihre Energien jeden Tag gegen einen massiv auftretenden komplexen Regierungsapparat einsetzten, der von unglaublicher Arroganz und Gier angetrieben wurde. [...] Ich wollte wissen, wie sie das geschafft hatten. Viele dieser friedfertigen Menschen waren Quäker. Ich fragte mich, was ich in meiner eigenen Tradition übersehen hatte [...], verließ meine Gemeinschaft

und ging für ein Jahr nach Pendle Hill, um das herauszufinden.

Pendle Hill ist ein Studienzentrum, ein Ort der Besinnung, in den Vororten von Philadelphia. Ich hatte keine Vorstellung davon, was mich dort erwarten könnte. [... Hier] begann für mich die langsame Rückkehr zu meiner ursprünglichen Tradition, indem ich in eine Gemeinschaft kam, die täglich schweigende Andachten abhielt, mit gelegentlichen Beiträgen der Freunde, die sich dazu innerlich aufgerufen fühlten. Es gab keine Predigten, kein Beharren auf einheitlichen Glaubensgrundsätzen, nur dieses Betonen des schweigenden Wartens, des Hörens, der Aufmerksamkeit und die selbstverständliche Erwartung, dass man Gott direkt begegnen kann, sowie die stillschweigende Annahme, dass Gott ein aktiver Teilnehmer in menschlichen Angelegenheiten sein will.

Kurse über christliche Mystik, Quäkergeschichte und Spiritualität und ganz besonders ein Kurs über Thomas Merton, den amerikanischen Trappistenmönch und Mystiker, dessen Schriften so prophetisch gegen den Krieg sprachen, zogen mich an. Ich ging nach Pendle Hill in der Erwartung, dort ein Jahr zu studieren und dann zur politischen Arbeit zurückzukehren. Aber ein Treffen mit einer Studienberaterin [einer Gastdozentin und katholischen Nonne] führte zu einer überraschenden Wendung [...]. Nachdem der Tee eingeschenkt war und wir uns gesetzt hatten, entstand eine lange Pause – und dann sagte ich etwas, was mich ebenso überraschte wie sie: „Kannst du mir helfen, Gott zu finden?“ Wieder entstand eine Pause und als ich den Kopf hob, sah ich den Ausdruck unendlichen Mitgefühls in ihren Augen. Da wusste ich, sie konnte mir helfen [...], und wieder einmal legte sich meine innere Unruhe.

Mit dem Beten anzufangen, war wie das Öffnen einer Tür zu meiner Seele, von der ich nicht wusste, dass es sie gab. Jeder nur vorstellbare Zweifel, jede Frage, jeder Widerstand, jede Furcht erwachte während dieser Zeit meiner inneren Einkehr. Aber alles, was ich in Pendle Hill lernte, ermutigte mich darin, ganz einfach im Lichte zu warten und zuzulassen, dass es mich in das Samenkorn des Lebens hinein zog. Dieses Vorgehen inspirierte und ängstigte mich gleichzeitig. Ich war jedoch schon mit meinen dürftigen inneren Ressourcen konfrontiert worden, und ich wusste, dass ich keine wirkliche Wahl hatte, als mich auf das Mysterium des Gebetes und der Meditation einzulassen [...]. Merton hatte mich inspiriert, und sein unermüdliches Friedenszeugnis half mir, einige meiner Ängste über die Rückkehr zu meinen christlichen Wurzeln zu überwinden. [...] Ich musste nicht nach Indien gehen, ich konnte

die gleiche Stille in unserem westlichen Staate Colorado finden, wo ich das folgende Jahr bei den Trappisten in ihrem Kloster in den Bergen verbrachte.

Nachdem ich mich in die ziemlich strenge Routine des Klosters eingelebt hatte, fand ich heraus, dass Gebet nicht nur darin bestand, meine eigene Stimme mit Bitten an Gott zu hören. Es war mehr wie ein freier Fall in einen weiten Raum [...] vor der Sprache oder dem Denken. Ich war dankbar dafür. So viel religiöses Reden erschien mir [...] nur wie ein Versuch, meinen Geist zu vereinnahmen [...]. Für mich lag [die größte Bedeutung des Klosters] darin, dass all dieses Reden bereits am Tor aufhörte. Innerhalb seiner Mauern [...] tauchte ich in eine Welt ein, in der es bekannt und bestätigt war, dass jeder Versuch, Worte zu verwenden, wie T.S. Eliot sagte, „ein ganz neuer Anfang und eine andere Art des Versagens ist ... Und so ist jeder Versuch ein neues Unterfangen, ein Angriff auf das Unaussprechliche“ [...]. Im Gebet hatte ich nichts mehr zu sagen, und es machte mir auch nichts mehr aus, dass ich Gott nicht hören konnte. Es genügte mir, in diese bodenlose Tiefe der Gegenwart Gottes zu fallen und mich dort geborgen zu fühlen.

Das Kreuz über meinem Bett jedoch bereitete mir Probleme [...]. Eines Tages erhielt das Kloster Post von einer Missionsgesellschaft, die Kinder in Afrika mit Nahrung versorgte. Im Umschlag befand sich das Foto eines hungernden Kindes. Einem Impuls folgend, nahm ich das Foto und nagelte es an das Kreuz. Es war eine provokante Handlung! Wenn ich über dieses Kreuz mit dem hilflosen, hungernden, afrikanischen Christus nachdachte, konnte ich anfangs nur noch ein ans Kreuz geschlagenes Kind sehen. [...] Indem ich dieses Kind ans Kreuz nagelte, forderte ich sozusagen Gott heraus, bestand ich darauf, dass Gott sich dem Kind gegenüber zu verantworten habe und nicht umgekehrt.

Eines Tages konnte ich die Wut und Trauer, die dieses Bild in mir hervorrief, nicht mehr länger aushalten. Ich stieg bis auf die Spitze der nächsten [...] Bergkette und brüllte meine Zorn gegen Gott heraus: „Wozu dient dein Leiden am Kreuz, wenn es doch nur ein weiteres Bild der Folter und des Todes in die Welt bringt, die ohnehin mit Blut getränkt ist? [...] Soll ich dich anbeten, während du deine eigenen Kinder in den Tod schickst?“ [...] Mit den heftigsten Blasphemien, die ich mir nur vorstellen konnte, forderte ich Gott heraus [...]. Schließlich verbrauchte meine Wut, und mit tränenüberströmtem Gesicht saß ich da in dieser Stille der Steine, der Berge, des Staubes und des Himmels.

Und dann spürte ich wieder diese *Gegenwart*. Der *Himmel* neigte sich herab, die *Erde* richtete sich auf, der Berg nahm mich in seine Arme [...]. Ich fühlte mich in einen göttlichen Frieden gehoben und wie von *Licht* getragen [...].

Später, als ich mich im theologischen Seminar mit der Theodizee beschäftigte, also damit, Gottes Güte mit dem Bösen in der Welt in Einklang zu bringen, war es dann diese Erfahrung, zu der ich immer wieder zurückkehrte, wenn mein Glaube nachließ. [...] Welche Worte ich wohl gehört hätte, wenn Gott auf dem Berg zu mir gesprochen hätte [?] Mir schien, sie hätten ungefähr so lauten müssen: „Ich habe schon darauf gewartet, dass du das tust. Wer, glaubst du wohl, gab dir diesen Zorn? Wer gab dir dein Mitgefühl? Jedes leidende Kind ist mein Kind. Du findest mich in ihnen und sie in mir. Weide meine Schafe!“ [...]

Wieder hatte ein leidendes Kind eine Tür in meiner Seele geöffnet [...]. Das erste Kind führte mich zur äußeren Aktion, das zweite führte mich tiefer ins Gebet [... Ich verstand] nach und nach, dass alles Leiden innerhalb einer *unendlichen Präsenz* gehalten wird. [... Gott] schien zu sagen: „Du kannst mich nicht in meiner Formlosigkeit lieben, aber du kannst mich in diesem Kinde lieben.“ Es war an diesem Kreuz, das nun beides, das leidende Kind und das Versprechen der Auferstehung trug, dass Gebet und Friedensarbeit für mich zu einer Einheit wurden.

[...] Nach und nach verstand ich, dass mein Weg eher an der Kreuzung zwischen dem Inneren und dem Äußeren lag als an der Bevorzugung des einen oder des anderen [...]. So sehr ich auch die öffentliche Arbeit meiner Aktivistenfreunde schätzte und respektierte und die außerordentliche Bedeutung der Gebetsbotschaft der Klostermönche verstehen lernte, so stellte ich doch fest, dass ich weder in der einen noch der anderen Gemeinschaft ganz zu Hause war [...]. Diese beiden Gruppen spiegelten zwei Teile meiner selbst, und ich konnte sie ebenso wenig trennen, wie ich mich selbst zerteilen konnte. [...] Das Kloster verlassen ist wie die Gebärmutter verlassen, schwierig, aber notwendig.

Die nächsten Jahre [...] gingen mit akademischer und klinischer Ausbildung schnell vorbei. Es brauchte zwei akademische Grade im theologischen Seminar und das Studium der Tiefenpsychologie, bevor ich meine Erfahrungen adäquat beschreiben [...] konnte. In der *wortlosen Gegenwart* im Kloster erlebte ich Gott sowohl als Frieden wie auch als Unruhe, als Trost und auch

als Konfrontation. Als ich später versuchte, meine Erfahrung theologisch auszudrücken, lernte ich Inkarnation als die ständige Wiedergeburt Gottes in der Welt zu verstehen, eine Geburt, die unvermeidbar sowohl intensive Anstrengung als auch tiefe Freude bedeutet. Ich kam zu der Überzeugung, dass die vollständigste Heilung – ob von Individuen, Paaren, Gruppen oder ganzen politischen Systemen – in der Wiedergeburt liegt [...]. Etwas Neues wird geboren, wenn Heilung einsetzt [...]. Es bedarf nur unserer Aufmerksamkeit [...] und manchmal unserer aktiven Intervention, um die besten Bedingungen für seine Geburt zu schaffen.

Ich lernte diese Prozesse als Seelsorger zu beobachten und fand heraus, dass das Geschehen sich vertiefte, wenn ich regelmäßig für die Menschen betete, die zu mir in die Beratung kamen. Dies bewahrheitete sich auch in der Psychiatrie ... Das Gebet bewirkte immer eine Veränderung, egal wie tief die Störung lag. [...] Aufgrund meiner früheren Studien in Gewaltlosigkeit sah ich mich schließlich als jemanden, der sich gewaltlos in die inneren Welten seiner Patienten einmischt. Und [damit] schloss sich für mich der Kreis: Wenn Therapie eine Art von Gewaltlosigkeit für die Seele ist, dann ist Gewaltlosigkeit eine Form der Therapie für unsere Kultur. [...]

Jetzt bin ich wieder in meiner Praxis und verbinde diese Aufgabe mit Unterricht und Seelsorge in meiner Gemeinschaft. Erneut arbeite ich mit Aktivisten, nun aber mehr in der Rolle eines Helfers, der ihnen beisteht, ihren eigenen spirituellen Weg zu finden, der ihre Aufgabe sowohl vertiefen als auch unterstützen kann. Das Kind auf dem Foto ist für mich heute nicht nur ein Symbol für den Vietnam-Krieg, sondern für alle Kriege. Unzählige weiterer solcher Bilder hat es seither gegeben, vom Genozid in Afrika über die Massengräber in Bosnien bis hin zu einstürzenden Türmen in New York. Irgendwie zeigen sie alle dasselbe, denn jede Kriegshandlung verletzt ein Kind, wenn nicht direkt, so doch immer durch den Verlust der sicheren und schöpferischen Unschuld, die das Geburtsrecht eines jeden Kindes ist. Jedes Kind, das einen Krieg erlebt, ist wie ein stummer Zeuge, der uns auffordert, eine sichere Welt für die Kinder der Zukunft zu schaffen [...].

Jean Zaru (geb. 1940 in Ramallah) unterrichtete Religion und Ethik an der Quäkerschule in Ramallah (Ramallah Friends School), deren Direktor ihr Ehemann ist. Sie engagiert sich ehrenamtlich in zahlreichen religiösen Organisationen wie dem Weltrat der Kirchen. Zudem war sie Vizepräsidentin des Weltdachverbandes des CVJM und Gründungsmitglied sowie stellvertretende Vorsitzende von „Sabeel“, einem ökumenischen palästinensischen Zentrum in Jerusalem. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Swedish Fellowship of Reconciliation Peace Award 2004 für ihren Einsatz für die Menschenrechte. Seit mehr als zwanzig Jahren ist sie Schreiberin des Ramallah Friends Meeting.



Folgender Text wurde entnommen aus:

Jean Zaru, *Occupied with Nonviolence. A Palestinian Woman Speaks* (Hrsg. Diana L. Eck und Marla Schrader), copyright © 2008 Fortress Press, Minneapolis, Kapitel 6, S. 67-79, reproduced by special permission of Augsburg Fortress. Die Übersetzung ins Deutsche besorgte David Renz. Kürzungen gegenüber dem englischen Originaltext sind durch eckige Klammern markiert. Wir danken Marla Schrader für ihre Hilfe bei der Betreuung des Textes.

Gewaltlos widerstehen

von Jean Zaru

Ich bezeichne mich selbst als Quäkerin oder als Freundin. Wir Freunde sind im Lauf der Jahrhunderte unserem Bekenntnis treu geblieben, keine Gewalt anzuwenden. Wir sind der Meinung, dass Krieg im Gegensatz zur Lehre Jesu steht. Das fordert uns dazu heraus, uns auf die göttliche Kraft zu verlassen, die durch Liebe statt durch Krieg siegt. Es ist nicht leicht, diesem Bekenntnis gerecht zu werden, das drei Aspekte beinhaltet:

1. Selber nicht am Kriegsgeschehen teilzunehmen.
2. Die Ursachen von Krieg zu beseitigen.
3. Den Weg der Liebe zu gehen, der uns offen steht, um den Frieden zu fördern und Wunden zu heilen.

Als Quäker glauben wir, dass in jedem Menschen etwas von Gott lebendig ist. Warum aber ist es dann so schwierig, das Göttliche im anderen zu erkennen? In Konflikten fällt es beiden Seiten oft schwer, den Anderen überhaupt zu sehen, geschweige denn das Göttliche im Gegenüber wahrzunehmen. Aber wir müssen uns klar machen, dass diejenigen, die von repressiven Strukturen profitieren, gleichzeitig von den durch sie Unterdrückten abhängig sind, und dass sie ebenso der Befreiung und Gnade Gottes bedürfen. Ich habe den Eindruck, dass allzu oft der Wille und die Kraft zur Beendigung von Unterdrückung und Gewalt von den Menschen ausgeht, die in ihrem eigenen Leben unter Unterdrückung und Gewalt leiden, weniger hingegen von privilegierten und mächtigen Personen oder Staaten.

Durch mein Leben unter der Militärherrschaft wurde ich gezwungen, mich auf einen langen Weg der Selbsterkenntnis zu begeben. Dabei musste ich mich mit drei Loyalitäten auseinandersetzen. Die erste gilt Christus, der uns aufruft, unsere Feinde zu lieben. Die zweite gilt unseren Mitmenschen, wann immer sie in Not sind. Die dritte gilt unserem Land, seinen Menschen und seinem Lebensstil.

Diese Loyalität verhindert, dass wir mit den Besitzern kollaborieren. In unserer Situation kann niemand Regeln aufstellen, an die sich jeder zu halten hat. Aber wir können ein Zeugnis von unserer Erfahrung geben, dass Gottes Wille uns zur Wahrheit führt und uns in jeder Situation Weisung und Ermutigung gibt.

Unser Nachdenken über den gewaltlosen Widerstand muss natürlich bei uns selbst beginnen. Gandhi hat oft davon gesprochen, „die Suche nach innen gerichtet anzugehen“. Damit meint er, dass äußere Situationen oft unsere inneren Konflikte widerspiegeln [...]. Wenn wir uns zu Frieden und Gewaltlosigkeit verpflichten, um einen Wandel zu bewirken, müssen wir unsere eigenen Vorstellungen zurückstellen und uns Gott ergeben. Dieses Vorgehen mag keinen sofort sichtbaren Effekt haben und kann dazu führen, das wir äußerlich zu unterliegen scheinen. Ob erfolgreich oder nicht, bringt es in jedem Fall Leiden. Aber wenn wir an den Weg der Gewaltlosigkeit als den wahren Weg des Friedens und der Liebe glauben, dann müssen wir ihm als einem Weg folgen, der für alle gilt – für den Einzelnen, für Staaten und die ganze Welt. Gewaltlosigkeit sollte uns jedoch nicht das Gefühl moralischer Überlegenheit geben – wissen wir doch, wie schnell wir scheitern können, wenn wir im Leben geprüft werden. Wir können noch so viel über Frieden reden: Wenn wir uns nicht im Innern gewandelt haben und immer noch von Gier angetrieben werden oder nationalistisch denken oder einem Glauben und Dogmen anhängen, für die wir bereit sind, andere zu zerstören, dann kann es keinen Frieden auf der Welt geben [...].

Bei meinen Anstrengungen, in einem gewalttätigen Umfeld gewaltfrei zu agieren, fand ich mich schon früh an einem Scheideweg. Ich musste mir tief innen darüber klarwerden, ob ich wirklich daran glaubte, dass die Kraft der Gewaltlosigkeit einen Konflikt verwandeln kann. Meine Fragen und Erfahrungen trieben mich in verschiedene Richtungen [...]. Man hatte mich gelehrt, meine Feinde zu lieben. Aber manchmal verstärkte dieser Anspruch nur meine inneren Spannungen. Wie kann ich inneren Frieden finden, wenn ich mich so sehr um alles und besonders um das Leben meiner Familienangehörigen Sorge? Wie kann ich Frieden finden, wenn andere meine Landsleute als Terroristen bezeichnen und unsere Unterdrückung mit Zitaten aus der Bibel rechtfertigen? Wie kann ich inneren Frieden finden, wenn unsere Bewegung in unserem eigenen Land unterdrückt wird, wenn Mauern gebaut werden, um uns gefangen zu halten und uns voneinander zu trennen? [...].

Inmitten von Not, Furcht und Leid habe ich entdeckt, dass ich hoffe, einfach nur meine Abhängigkeit von Gott anzunehmen. [...] Ich weiß, dass Gott mich führt und einen Auftrag für mich hat, wo immer ich bin – sei es in einer Situation des Überflusses oder der Armut und egal ob ich Freiheit genieße oder nicht.

Als palästinensische Frau habe ich eine besondere Bürde und einen besonderen Auftrag. Uns wird ständig gesagt, dass wir friedlich sein sollen. Aber der innere Friede, von dem ich spreche, bedeutet nicht, nett oder passiv zu sein [...]. Es geht nicht um passive Gewaltlosigkeit, sondern darum, gewaltlos mutig in Aktion zu treten.

Für mich ist der Verzicht auf Gewalt Teil meiner religiösen Überzeugung und eine grundlegende Lebenseinstellung. Zudem glaube ich daran, dass der Verzicht auf Gewalt politisch effektiv ist. Ich sehe keine andere Möglichkeit, die sich immer weiter drehende Spirale aus Gewalt und Gegengewalt zum Stillstand zu bringen [...]. Man sollte den Tatsachen ins Auge sehen: Gewalt hat Gegengewalt hervorgerufen und wurde für beide Seiten zum Teufelskreis. Praktisch gesprochen, ist Gewalt keine sinnvolle Strategie, weil zwischen uns und unserem Gegner kein ausgewogenes Machtverhältnis besteht. In der West Bank und im Gazastreifen haben wir keine Armee. Israel dagegen verfügt über Atomwaffen und ist einer der vier größten Waffenproduzenten der Welt. Was ist die Alternative zur Gewalt? Aufgeben? Verbittern? Kollaborieren? Nichts tun? Ich bin immer noch davon überzeugt, dass anstelle eines Rückgriffs auf verzweifelte Formen der Gewalt eine aktive Gewaltfreiheit der einzige Weg ist, der Besatzung [...] Widerstand zu leisten.

Wie kann ich meinen Kindern und Studenten den Verzicht auf Gewalt nahebringen, wo wir doch alle Opfer von Gewalt sind? Wie soll man mit der Gewalt umgehen, die den uns umgebenden Strukturen zu Grunde liegt? Wie kann ich den Skeptikern unter den Palästinensern Gewaltverzicht vermitteln, wenn sie doch sehen, [...] dass dieser Verzicht es anderen scheinbar ermöglicht, uns unseren Boden wegzunehmen? Wie kann ich ihnen zeigen, dass unser Glaube und unser Pazifismus zu einem wirkungsvollen Ergebnis führen können?

Konfrontiert mit den Herausforderungen fehlender politischer und territorialer Freiheit und sogar Bewegungsfreiheit, haben einige meiner Landsleute sich dafür entschieden, sich zurückzuziehen. Sie ziehen sich entweder innerlich vor dem Konflikt zurück oder sie verlassen Palästina. Viele verhalten sich so,

weil sie ihre Lage für unerträglich und hoffnungslos halten. Unabhängig von der jeweiligen Motivation schützt uns dieser Rückzug davor, das volle Ausmaß unserer Situation zu fühlen. Aber zugleich schneidet er uns von den Informationen und Beobachtungen ab, die essenziell für das Überleben unseres Volkes sind. Wenn wir uns zurückziehen, begraben wir unsere Gaben und Erkenntnisse. Dann werden die Umstände der Unterdrückung nicht mehr in Frage gestellt, und nichts ändert sich innerlich oder äußerlich.

Einige Menschen haben sich dafür entschieden, sich anzupassen, sich zu fügen oder auch zu manipulieren. Wenn wir manipulieren, haben wir die Illusion, über Kontrolle zu verfügen. Wir können uns einige Vorteile verschaffen. Das bedeutet aber auch, dass wir die unausgesprochenen Regeln des Systems akzeptieren, darunter den geringen Wert, den es uns Palästinensern als Individuen und als Volk beimisst [...].

Die Alternative heißt Widerstand. Er stellt die Werte und Maßstäbe des Systems in Frage. Widerstand setzt der Macht eine eigene Wahrheit entgegen und verschiebt den Rahmen, in dem der Kampf ausgefochten wird [...]. Widerstand ist die Weigerung, missachtet zu werden. Heutzutage sind die Palästinenser in Strukturen gefangen, innerhalb derer ihre Menschenwürde und ihre Menschenrechte vernachlässigt und verneint werden. Nur Akte des Widerstands können diese Strukturen verändern. Zusammen mit vielen anderen habe ich mich dazu entschlossen, den Weg des aktiven gewaltlosen Widerstands zu gehen. [...] Dieser Weg ist nicht einfach und bedarf konstanter harter Arbeit [...]. Dabei kann niemand von uns immer und in allen Lebensbereichen Widerstand leisten, so dass wir bei diesem Kampf Prioritäten setzen müssen.

[...]

Das arabische Wort *sumoud* könnte man am besten mit „Standhaftigkeit“ übersetzen. Es spielt für die palästinensische Kultur und Identität eine unglaublich wichtige Rolle. Das zeigt sich besonders in der heutigen Zeit, wurde aber auch im Laufe der historischen und heutigen Angriffe auf die Selbstbestimmung des palästinensischen Volkes deutlich. *Sumoud* zu praktizieren bedeutet, standfest am eigenen Land festzuhalten und standfest in seinem Dienste und beim Kampf für die Freiheit zu sein. Unter heutigen Umständen heißt das zum Beispiel einfach, jeden Morgen mit dem Vorsatz aufzuwachen, am normalen Tagesablauf festzuhalten und die eigene menschliche Würde trotz der widrigen Umstände und Gefahren im Alltag zu bewahren – auf dem Weg zur

Arbeit militärische Checkpoints zu passieren, seine Kinder vor der Kulisse von Panzern zur Schule oder seine Herde zur Weide zu bringen, trotz Angriffen oder Beleidigungen von israelischen Siedlern [...].

Es finden fast täglich gewaltlose Demonstrationen in Dörfern und Städten der West Bank statt, um gegen den Grenzzaun zu protestieren, dessen Verlauf unseren Leuten ihr Land nimmt, Dörfer teilt und ökonomische wie soziale Strukturen zerstört. Hunderte von Männern und Frauen [...] haben sich mutig vor Bulldozer gesetzt und sich zwischen die Baustelle und die Maschinen gestellt. Viele von ihnen glauben, nichts zu verlieren zu haben, denn wenn der Grenzzaun entlang der jetzigen Linie fertiggebaut wird, werden sie keinen Zugang mehr zu dem von ihren Vorfahren ererbten Land haben. Die Einwohner von Yanun und Qawawis wurden von Siedlern gewaltsam aus ihren Dörfern vertrieben, sind aber trotz Schikanen zu ihren Häusern zurückgekehrt. Viele Dorfbewohner haben hunderte Kanister Tränengas über sich versprühen lassen, als sie gegen die Rodung von mehr als tausend Olivenbäumen protestierten, die dem Grenzzaun Platz machen sollten. Jeder von ihnen hat für das demonstriert, was wir Palästinenser *sumoud* nennen, für die Entschlossenheit, auf dem eigenen Boden zu leben und als Menschen gleichen Rechtes behandelt zu werden.

Als Verantwortliche beim Weltverband der YWCA [Weltbund der Christlichen Vereine Junger Frauen] habe ich oft drei palästinensische Flüchtlingslager besucht, wo die YWCA viele Projekte durchführt. Einmal besuchte ich das Flüchtlingslager Jalazone im Bezirk Ramallah während der ersten Intifada nach drei langen Wochen der Ausgangs- und Zugangssperre. Die Bewohner waren kollektiv durch Abstellen des elektrischen Stroms und Einschränkung der Gaszufuhr bestraft worden. Frauen haben mir erzählt, wie entschlossen sie waren, dennoch Brot zu backen. Sie sammelten Holz und Abfall, um damit ein Feuer zu machen, das mit alten Schuhen und Lumpen am Brennen gehalten wurde. Als die israelischen Soldaten das Feuer löschen und den Teig wegwerfen wollten, wehrten sich die Frauen und riefen: „Geht weg und sagt euren Vorgesetzten, dass wir nicht erlauben werden, dass unsere Kinder verhungern, egal was ihr tut, egal welche Beschränkungen ihr uns auferlegt. Wir werden einen Weg finden, um Brot zu backen, und all eure Bemühungen, unseren Kampfgeist zu zerstören, werden erfolglos sein. Was Gott erschaffen hat, kann niemand zerstören!“ Welch ein Zeugnis! Das ist *sumoud*.

Gewaltloser Widerstand bedeutet auch die Weigerung, mit der militärischen Besatzung zusammenzuarbeiten. Auf persönlicher Ebene heißt das für mich, heimische Produkte zu kaufen und israelische Güter zu boykottieren wann immer möglich, besonders wenn sie aus illegalen israelischen Siedlungen kommen. Außerdem habe ich mich immer schon für ethisch verantwortliches Investieren oder selektives Zurückziehen von Kapitalanlagen ausgesprochen. Mit diesem sogenannten Divestment, Boykotten und Sanktionen können einzelne Menschen, Kirchen, akademische Institutionen, Städte und Firmen entscheidende Zeichen setzen und die Notwendigkeit des Befolgens internationaler Gesetze sowie der schnellen Herstellung eines gerechten Friedens betonen. [...]

Gewaltverzicht ist nichts Neues im Kampf der Palästinenser. Aber die Bewegung sowohl des gewaltlosen Widerstands als auch gewaltloser direkter Aktion wächst. 2005 wurde in Ramallah eine nationale Konferenz abgehalten, die eine gewaltlose Strategie für Palästina entwickelte. Hunderte von im Gemeinwesen führenden und in gewaltlosen Aktivitäten erfahrenen Menschen nahmen an ihr teil. Ganze Dörfer fordern nun, gewaltlose Methoden zu erlernen. Diese Entwicklung geht von Taktiken aus, die während der ersten Intifada benutzt wurden – Steuerverweigerung, Boykotte, Sit-ins und Streiks. Außerhalb Palästinas sind diese Bewegungen wenig bekannt, denn sie bieten nicht die Art von Neuigkeiten, die von den Medien bemerkt werden.

Gewaltverzicht bedroht die Machthaber, da er ihren Anspruch auf moralische Autorität untergräbt. Er definiert das Machtverhältnis neu und gibt jedem die Macht, etwas zu verändern. Er deckt nicht nur die Symptome, sondern auch die Strukturen der Unterdrückung auf, um sie anschließend in Frage zu stellen. So zwingt er die Unterdrücker zu betrachten, in welcher Weise auch sie Opfer der von ihnen ausgeübten Gewalt sind. Denn schließlich tötet die Gewalt der Besatzung – moralisch, physisch und geistig – die Menschen beider Seiten.

[...]

Lassen Sie mich schildern, wie der palästinensische und arabische Weg aussieht, Frieden zu schaffen und zu vergeben. Wenn mein Nachbar oder ein anderes Mitglied der Gemeinschaft meine Würde auf irgendeine Art gekränkt oder sogar mein Land weggenommen oder eines meiner Familienmitglieder verletzt hat, dann wird bei dieser gewaltlosen Form des Friedensschlusses zunächst ein Vermittler gewählt – jemand, der in der Gesellschaft auf Grund

seines Einsatzes für Gerechtigkeit und Versöhnung hoch angesehen ist. Anschließend fahren wir folgendermaßen fort:

1. Es wird ein Termin für einen Besuch bei mir in meinem Haus in Anwesenheit meines weiteren Familienkreises festgesetzt. Versöhnung schließt die Teilnahme der Gemeinschaft ein.
2. Die Person, die mir Unrecht getan hat, kommt mit dem Vermittler und den eigenen Familienangehörigen zu mir. Versöhnung schließt diesen Ausdruck von Demut mit ein.
3. Die Person, die mir Unrecht getan hat, erkennt den Schmerz an, den sie mir zugefügt hat. Sie verpflichtet sich, den Schaden zu reparieren, und bittet mich um Vergebung. Versöhnung schließt ein von Herzen kommendes Aussprechen der Wahrheit und die Verpflichtung ein, die Sache in Ordnung zu bringen.
4. Der Vermittler übernimmt die Verantwortung für die Ausführung der Schadensbehebung. Damit gibt es einen zuverlässigen Dritten, der sicherstellt, dass der Schaden repariert wird.
5. Dann wird Vergebung gewährt („ahli samah innah“), indem man sagt: „Du bist in unserem Haus. Du bist einer von uns und wir nehmen es auf uns, der Person, die uns Unrecht angetan hat, zu helfen und sie zu beschützen.“ Dann wird verkündet: „Vergabung ist ein Geschenk Gottes“ („samah min Allah“). Vergabung ist wesentlich für wahre Versöhnung.
6. Schließlich essen wir alle zusammen und teilen unser Brot, was eine Verpflichtung auf Freundschaft anstelle von Feindschaft und Ausbeutung bedeutet.

Dieser Weg, Frieden zu schließen und Versöhnung zu schaffen, heißt *sulha*. Er bedeutet Respekt vor der Würde beider Seiten und stellt sie wieder her. Anstatt den Kreislauf von Demütigung und Gewalt fortzusetzen, strebt *sulha* eine neue, von Gleichwertigkeit und Respekt geprägte Beziehung an. Nach meiner Erfahrung wurzelt die besondere Stärke des Gewaltverzichts in seiner doppelten Herangehensweise: Auf der einen Seite stehen das Anbieten von Respekt und Anteilnahme, auf der anderen Seite wird Ungerechtigkeit mit der Verweigerung von Zusammenarbeit und mit Widerstand beantwortet.

Lasst uns das Wachstum einer Gemeinschaft von Freunden nähren, die Grenzen überwindet und die herrschende Ideologie aufbricht, welche Sünde und Ungerechtigkeit zum Normalzustand erhebt; lasst uns eine alternative Praxis der Gegenseitigkeit gestalten.

*Wir formen einen Kreis der Hoffnung
Wir reichen einander die Flamme
Wenn meine Kerze erlischt, wird deine sie wieder entzünden.
Zusammen schaffen wir ein helleres Licht.
Und jede einzelne Kerze gibt ein eigenes Versprechen:
Dunkelheit ist nicht das letzte Wort.*

David McCauley

Weiterführende deutschsprachige Publikationen zur Friedenshaltung der Quäker

- Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)/
Deutsche Jahresversammlung e.V. (Hrsg.):
Radikale Hoffnung. Stimmen zur Friedenshaltung deutscher Quäker
heute, Bad Pyrmont 1993, 127 S., € 5,-
ISBN 978-3-929696-09-7
- Manousos, Anthony: Der Islam aus Sicht eines Quäkers
Bad Pyrmont 2007, 32 S., € 3,-
ISBN 978-3-929696-39-4
- Penn, William: Friedensplan für Europa von 1692
Bad Pyrmont 1991 (1. Auflage 1920), 40 S., € 3,-
ISBN 978-3-929696-02-8
- Tempel, Helga und Konrad (Hrsg.): Lasst Euer Leben sprechen.
Quäker-Friedenszeugnisse in unserer Zeit.
Bad Pyrmont 2010, 128 S., € 5,-
ISBN 978-3-929696-46-2

Diese und andere Schriften können bestellt werden über:

Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)/
Deutsche Jahresversammlung e.V.
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont
Fon 05281 – 4413, Fax 05281 – 160 510
pyrmont@quaeker.org sowie www.rgdf.de

Dem Frieden dienen
ISBN 978-3-929696-45-5